

# Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik

des Berliner Tageblatts



## Auf dem Gletscher.

Novelle von Francesco Pastorchi. (Schluß.)

In der unheimlichen Stille, die nun folgte, hörte der Hirte nur mehr das dumpfe Brausen aus dem Abgrund, das ihm anfangs wie ein einziges gewaltiges Geräusch erschien. Nach und nach unterschied er aber die verschiedenen Elemente, aus denen es sich zusammensetzte. Er vernahm das Rauschen der herabstürzenden Wasser, das Murmeln der sanft dahin fließenden Bäche, das Klagen des Eiserwassers, eintöniges Tropfen, langgedehnte Seufzer, als ob der ganze Gletscher zusammenkauerte, und endlich ein fürchterliches Krachen von zerbrechenden Eisplatten. Zur Untätigkeit verdammt, suchte er sich über die lange Zeit des Wartens hinwegzutäuschen, indem er mit seiner Phantasie jedes einzelne dieser Geräusche zu neuen Bildern und so dem Geheimnis dieser Anhäufung von Eismassen, die ihm früher niemals so riesenhaft und so heimtückisch erschienen waren, nachspürte. Er dachte jetzt daran, wie viele Opfer der Gletscher schon gefordert hatte. Wie viele waren gleich ihm in die Tiefe gestürzt und für immer verschwunden oder erst nach vielen Jahren wieder ans Tageslicht gekommen. Er erinnerte sich an einen Freund aus Gressoney, der erst lange Zeit nach seinem Absturz auf dem Gletscher der „Cime Bianche“ aufgefunden worden war. Ob auch ihm dasselbe Schicksal zuteil werden würde? Wer weiß, ob er sich bis zur Ankunft der Leute von Martel würde festhalten können? Wie viele Stunden würden noch verfließen, bis sie einträfen!

Sin und wieder packte ihn ein Kältefröhen. Dann stützte er sich mit einer Hand vorsichtig auf den Stod, nahm mit der anderen ein fläschchen Brantwein hervor und tat einen tiefen Zug, der ihm für ein paar Augenblicke neue Kraft verlieh. Aber die Kälte wuchs, und die Schlucke wurden immer kleiner. Zugleich trat eine Ermattung ein, gegen die er sich nur noch mühsam wehrte. Und der Gedanke verlieh ihn nicht mehr, wie schön es wäre, sich der Empfindung der Müdigkeit hinzugeben und sanft einzuschlummern.

Ein Bellen des Hundes rüttelte ihn auf. Das brave Tier schien beinahe die Gefahr des Schlafes zu begreifen und suchte ihn wach zu halten. Es war, als wollte er fragen: „Bist du da?“ und er beruhigte sich erst, wenn sein Herr antwortete: „Habe keine Furcht, guter Bell!“

Wieviel Uhr es wohl sein mochte? Der Himmel begann lichter zu werden, während die Sterne verblaßten. Der Mond ging auf, es waren also nur zwei Stunden vergangen. Nur zwei Stunden! Ihm ward sie wie eine Ewigkeit erschienen! Vier, fünf Stunden

sollte er noch warten? Unmöglich! Der Hirte fühlte, daß ihn eine nicht ungesunde, aber langsam wirkende Gewalt in die Tiefe zog. Sie schien ihm die Beine, die vor Ermüdung schmerzten, zusammenzubinden, den immer mehr erstarrenden Körper zu lähmen, die Arme, die sich mit dem Aufbot der letzten Kraft an dem Griffe des Stods anklammerten, zu umstricken. Er glaubte die Lieblosungen jener Sirenen zu fühlen, von denen der Landstreicher erzählt hatte, deren Augen blauer sind als der Himmel...

Der Hund bellte wieder. „Ich bin noch hier, Bell, aber lange halte ich es nicht mehr aus. Mir ist zu kalt, und ich bin zu müde. Ich sehe dich noch gutes Tier. Habe keine Furcht, ich

werde ausharren. Der Mond muß ja schon hoch stehen, und sie werden wohl bald kommen. Siehst du sie nicht, noch nicht?“

Und der Hund kannte, als könnte er die Worte seines Herrn verstehen, die kalte Tuccio hinter und schnupperte. Dann kehrte er wieder zum Rande der Gletscherpalte zurück, um nach einigen Minuten einen anderen Retagnosierungsversuch zu unternehmen und lange und laut zu bellern, als wollte er die so sehnlich erwartete Hilfe beschleunigen. Als er aber schweißbedelnd zum Abgrund zurückkehrte und den Herrn durch munteres Klaffen begrüßte, antwortete ihm seine Stimme nicht mehr. Er bellte noch einmal, ein drittes, ein viertes Mal, doch kein Laut kam aus der kalten Tiefe. Da verwandelte sich sein Bellen in ein jämmerliches Klagen, das wie menschliches Schluchzen zu dem immer heller werdenden Himmel emporstieg.

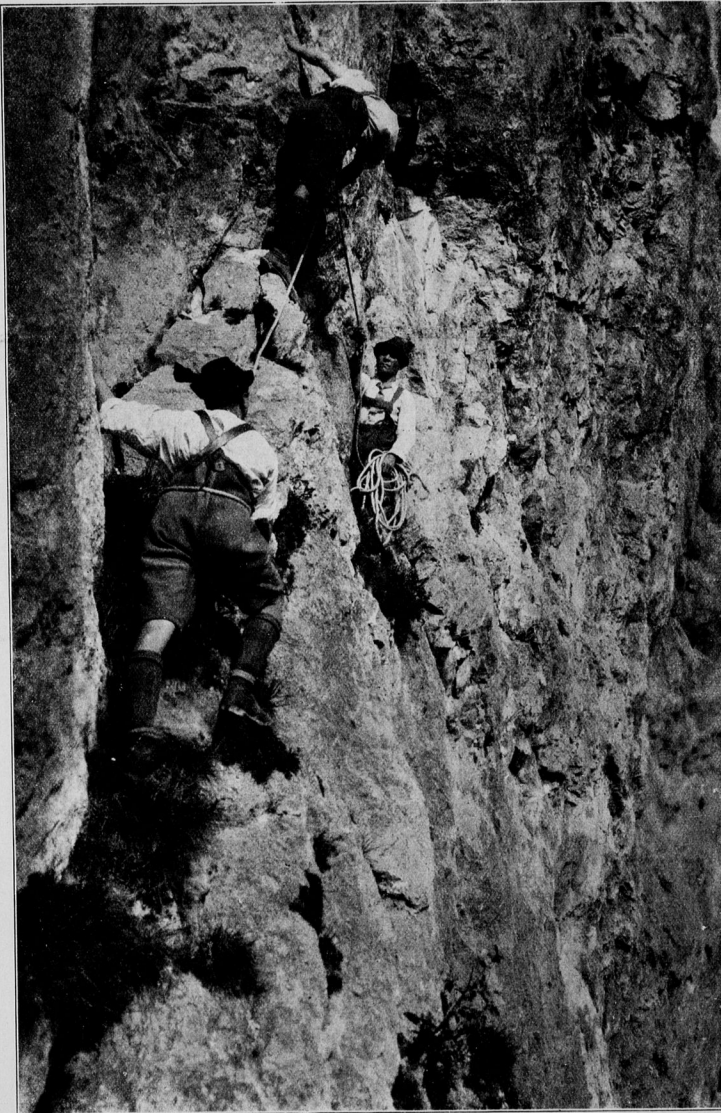
Als dann beim Morgen grauen die Männer von Martel mit Tuccio angekommen waren, fanden sie nur den Hund, der am Rande der Gletscherpalte dem leuchtend emporsteigenden Sonnenball entgegenheulte.

Übersetzt von Emil Thieben.

## Neue Mäntel.

Hierzu zwei Abbildungen auf Seite 3 von Ernst Schneider, Berlin und Meutlinger, Paris.

Lange Zeit verstand es keine Mode, sich auf so sichere und geschmackvolle Weise einzuführen wie die diesjährige, die ihre besondere Eigenart darin fand, zwei verschiedene Stoffe derselben Farbe zusammen zu verarbeiten. Dadurch fand der Chiffon wieder erneute Beachtung, dieses luftige, reizvolle Gewebe, das mit Recht in der eleganten Damenkleidung jetzt dominiert. Die Zusammenstellung von Seidenschiffon oder Voile Ninon, eine Bezeichnung für dasselbe Material in einer etwas widerstandsfähigeren Ausführung, mit Seide oder seidigen Stoffen eignet sich ganz vorzüglich für Gesellschaftsmäntel, ohne die eine elegante Dame heute nicht ersitzieren kann. Wie vornehm und dezent die aus zwei abweichenden Stoffen kombinierten Mäntel wirken, sehen wir auf unserer Abbildung. Die Passe, der Abschluß und die Einfassung des Mantels sind aus dunkelrotem Seidenfaßmirt; der in weiche Falten geordnete Seidendschiffon trägt ganz genau den gleichen warmen roten Ton. Die geringe Verzierung der Passe und der Kermel besteht aus schmalen Säulchen und zu Knöpfen zusammengelegten Möllchen aus Seidenfaßmirt. Der ganze Mantel ist dadurch vollkommen in einer Farbe gehalten. Die Nuße dieses Gewandes wird noch durch den roten Samitstreifen, der den Hut einfaßt, und die roten Fleureusen auf das wirksamste unterstützt. Vornehm in der Linie, im Material



Das große Grasband der Martinswand bei Innsbruck.

Haeckel phot.